

Elisabeth Leuschner-Gafga

Liebe Festgemeinde,

am ehemaligen Ort der Synagoge der Israelitischen Religionsgesellschaft ist diese Anrede angesichts seiner Geschichte besonders angemessen, begann sie doch 1907 voller Hoffnung und in großer Würde, wie das Gemeindemitglied Max Mayer später erinnerte. "Mein Vater hat uns immer berichtet über die Einweihung der neuen Synagoge, wo der Bürgermeister mit Zylinder in der ersten Reihe saß, Ansprachen hielt und der Polizeipräsident, und auch die besten Nichtjuden aus der Frankfurter Gesellschaft und der Umgebung und Regierungsrepräsentanten. Er sagte, es war eine Feier und ein Fest von bürgerlicher Zugehörigkeit, wie man es sich nicht eleganter, reicher und kultivierter vorstellen konnte. Die Frankfurter jüdische Kultur in ihrer Blüte." Eine solche - ich bin geneigt zu sagen - unschuldig- frohgemut erlebte Würde wird der Ort bei aller Anstrengung nie mehr erlangen können. Er ist gezeichnet. In Max Mayers weiterer Beschreibung liegt die Erklärung: "Dieses Gotteshaus in der Friedberger Anlage hat dort mehr als 31 Jahre gestanden ...als diese Synagoge im Jahre 1938 gebrannt hat. Und wir sind sehr erschüttert und betrübt jeder seinem Tagesgeschäft nachgegangen. Nicht in die Schule gegangen, ich glaube schon einen Tag vorher nicht, man spürte das alles nahe kommen." Dieses "das alles", was sich noch fürchterlich steigern sollte, ist dem nunmehr 76 Jahre alten monströsen, kalten Bauwerk, diesem Hochbunker mitten im Frankfurter Ostend eingeschrieben, der wie ein gigantischer Stempel oder eine Bombe aus Beton Verbrechen und Schande für Aufklärung und Erinnerung versperrte. Letzteres gilt auch für Ereignisse und Nutzungsformen in der Nachkriegszeit und viele Jahrzehnte danach.

Vor 30 Jahren war hier also eine Leerstelle, aus der eine Lehrstelle werden sollte, wie wir bei einer unserer ersten Veranstaltungen zum 27. Januar in der Stadtbibliothek im Kreis weniger Menschen eher zaghaft ankündigten. Keiner von uns war Historiker. Was uns einte - und das bis heute bei allen Differenzen -, war der dringende Wunsch, nicht in Ohnmacht zu verharren angesichts der Entscheidung im Börneplatzkonflikt, sondern die historischen Schichten dieses neuen alten Ortes - exemplarisch für deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert - gleichsam heraus zu schälen und öffentlich darzustellen.

Manchmal, wenn ich in dieser frühen Zeit an diesen Gott verlassenem, seltsam abseitigen Platz kam, das überwuchernde Grün sah und in skeptisch- misstrauische Augen von Mitarbeitern der Frankfurter Feuerwehr, (die damals pikanterweise die kommunale Hoheit über das Gebäude hatte) ob unserer seltsamen Anliegen blickte, musste ich unwillkürlich an Stillstand und Erstarrung im Märchen von Dornröschen denken, eine Erweckung der Verhältnisse war hier - anders als im Märchen - nicht in Sicht. Im Gegenteil. Von Seiten der damaligen Stadtregierung sollte der Status quo erhalten, sprich der modernst aufgerüstete Atombunker unangetastet bleiben, weshalb selbst v o r dem Gebäude der Tag des Pogroms "möglichst still" verbracht werden sollte. Ich zitiere aus Aufzeichnungen: "Als am 9. November 1988 ein Schweigemarsch entlang historischer Orte des Novemberpogroms stattfand, blieb der Bunker auf Anweisung von Oberbürgermeister Brück verschlossen." Später ergänzt ein Protokoll über die Blockaden dieser Zeit: "Vor über 10 Jahren wollten wir in diesem

Bunker einen Gedenkraum installieren und dort die Namen und wenigen Daten aus dem Deportationsbuch über das Schicksal der Frankfurter Juden lesen. Der damalige Oberbürgermeister Brück verweigerte das. Wir haben dann am Abend des 9. November 1988 die Namenlesung auf dem Vorplatz des Bunkers begonnen. Nach 6 Stunden waren wir nicht sehr weit im Alphabet gekommen. Es dämmerte uns, dass wir uns vollkommen überschätzt hatten. Bis in den Frühsommer 1989 trafen wir uns jeden Samstag auch bei Wind und Wetter um weiterzulesen. Nach den Sommerferien hatten wir nicht mehr die Kraft, wieder damit anzufangen. Beim Buchstaben "M" waren wir stehen geblieben."

Viele Jahre später wurde uns erst richtig bewusst, dass es h i e r die stadtweit ersten und einzigen Gedenkfeiern am 9. November in der Nachkriegszeit gab, dass dann auch die aus dem DP- Lager Föhrenwald nach Frankfurt gekommenen Kinder von osteuropäischen Überlebenden hier am Mahnmal mit ihren wenigen Angehörigen ab Mitte der 50er Jahre trauerten. Besonders Ausstellungsbesucher unserer Generation können kaum fassen, dass sie dabei allein gelassen wurden - auch von kirchlicher und städtischer Seite. Das hat sich geändert.

Welche Formen des Gedenkens entwickelt, wie sie mit dem Prozess des Erinnerns verbunden werden können, war in den ersten Jahren die zentrale Frage der Initiative, da die offiziellen Trauerrituale unserer Meinung nach eher eine bewusstseinsstrübende Funktion hatten und die Tendenz der Nachkriegsgesellschaft verstärkten, Erinnerungen abzuwehren. Die Wiederaufrüstung dieses Bunkers genau zu diesem Zeitpunkt, dem 50. Jahrestag der Pogromnacht, war Teil dieser Abwehr. Einer Abwehr, die sich auch in dem immer wiederkehrenden Vorschlag von verschiedensten Seiten zeigte, diesen Nazibunker doch einfach abzureißen nach dem Motto: "Aus dem Auge, aus dem Sinn". Unsere Haltung hierzu, die auch stark geprägt war von der individuellen, oft schmerzhaften Auseinandersetzung mit der eigenen Familiengeschichte formulierten wir 1998 folgendermaßen: "Uns ist noch ein anderer Gesichtspunkt wichtig, warum der Bunker nicht einfach abgerissen und damit zum Verschwinden gebracht werden sollte. Wir..... brauchen den Bunker, um uns daran zu erinnern, wozu wir Minderheiten gegenüber fähig sind. Denn allein wir, die Mehrheit, können den Minderheiten garantieren, dass sie unbehelligt hier leben können. Und nicht die Minderheiten können durch ihr Verhalten dem Hass entgehen.... Wie schnell aus Frankfurtern Fremde gemacht werden konnten, ist durch die Zeit nach 1933 hier dokumentiert." Den früheren Gemeindegliedern, die aus aller Welt zu uns kamen, den Zeitzeugen der ersten Generation zuzuhören, war dann über lange Zeit unser Hauptanliegen. Neben unserer eigenen Aufklärung, der dauerhaften Betreuung der Ausstellung "Ostend - Blick in ein jüdisches Viertel", der Entwicklung diverser, diesen Ort erklärender Veranstaltungsformate, Projekten mit verwandten Gruppen wuchs v.a. mit der deutschen Wiedervereinigung die Notwendigkeit des Kampfes gegen aktuellen alltäglichen Antisemitismus und Rassismus. 2017 waren in Deutschland antisemitische und antimuslimische Straftaten laut Bundesinnenministerium rund 20 Mal häufiger als Straftaten gegen Christen u.a..

Seit wenigen Wochen sind die Akten und Tonbandmitschnitte des ersten Auschwitz- Prozesses endlich Teil des UNESCO- Welterbes. Wie be-

deutend Fritz Bauer und sein Lebenswerk für das Engagement auch unserer Gruppe war und ist, lässt sich nicht hoch genug veranschlagen.

Dass extreme Schwierigkeiten, was Zuständigkeiten, Besitzverhältnisse, Vorschriften bezüglich Brandschutz und uns über die Jahre begleiteten, füllt Bände und führte nicht selten zu fast komischen Feststellungen. So wird der damalige Sachgebietsleiter Hans Pludra von der Brandschutzdirektion 1999 in der Frankfurter Rundschau mit der Aussage zitiert: "So ein Bunker ist eine sensible Angelegenheit." Fürwahr, das mussten wir auch als Gruppe früh begreifen, ist doch folgendes festgehalten: "Der Blick in die Vergangenheit war einmütig. Sobald aber konkrete Vorschläge zur Nutzung des Bunkers gemacht wurden, entstanden so tiefgreifende Kontroversen, dass die Initiative sich an diesem Punkt gespalten hat." Warum? Dieser Bunker war ein Widerspruch in sich, er "lieferte" und liefert keine einfachen Wahrheiten und Rezepte, der Kontrast zwischen seiner Architektur und seinem jetzigen Innenleben könnte nicht größer sein und verdeutlicht in sinnlicher Klarheit den Unterschied zwischen beiden Welten, Barbarei und Kultur.

Durch unsere gesamte Arbeit zieht sich e i n e zentrale Erfahrung, dass dieser - zugegeben quälende - Zusammenhang selbst bis heute immer wieder aufgehoben werden soll und vielerorts ja auch aufgehoben oder verunklart wird. So wird beispielsweise Martin Ried von den Grünen aus einer Diskussion im zuständigen Ortsbeirat 4 zitiert mit der Forderung, dass er eine "deutliche Trennung zwischen Bunker und Synagoge" wünsche. Genau diese Absurdität wurde durch den Naziterror hier aber hergestellt und sie hatte ja in dieser Zeit auch Methode. An diesem Ort wird also zwangsläufig das Zerstörende mit dem Zerstörten, die Vernichtung mit dem Vernichteten in Verbindung gebracht und kann nicht auseinander dividiert werden. Ried sagte weiter, dass er es grundsätzlich für "unvorstellbar hält, dass in den Räumen des Bunkers ein Gedenken angemessen möglich ist." Dieser Auffassung begegnen wir mit einem klaren "Doch"! Es ist sogar besonders eindrücklich. All unsere Erfahrungen, die wir im Lauf der letzten 30 Jahre gemacht haben, sprechen d a f ü r. Heute werden Sie zu diesem 30jährigen Entwicklungs-, Erinnerungs- und Erkenntnisprozess, in den unendlich viele Einflüsse von außen einwirkten, zusammengefasste Aussagen und Analysen hören. Allen, die an uns geglaubt und uns unterstützt haben, danken wir von ganzem Herzen. Bitte, bleiben Sie auch weiterhin an unserer Seite!

Im Namen der Initiative 9. November heiße ich Sie/ Euch alle sehr herzlich willkommen.